

# Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

Ingrid Noll

# Halali

ROMAN

Diogenes

Covermotiv: Gemälde von Caravaggio,  
eigentl. Michelangelo Merisi,  
Judith enthauptet Holofernes, 1598 (Ausschnitt)  
Rom, Galleria Nazionale, Pal. Barberini  
Copyright © akg-images/Mondadori Portfolio/  
Mauro Magliani

*Für meine Schwester*

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2017  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
500/17/44/1  
ISBN 978 3 257 06996 9

## Inhalt

- 1 Schnee von gestern 7
- 2 Die Godesberger Gräfin 20
- 3 Der Jäger aus Kurpfalz 31
- 4 Spitzenhöschen 44
- 5 Die Studenten 57
- 6 Der Grizzly 69
- 7 Englische Klamotten 80
- 8 Ertappt 93
- 9 Katerstimmung 107
- 10 Unverschämte Männer 119
- 11 Ein seltsamer Brief 132
- 12 Die Sammlung 145
- 13 Halali 157
- 14 Im Kottenforst 171
- 15 Blut ist im Schuh 184
- 16 Jagdfieber 197
- 17 Zimmer frei 212
- 18 Mallorca oder Paris 225
- 19 Die Fälschung 239
- 20 Umzug in die Villa 250

- 21 Eine bittere Kränkung 262  
22 Hinkebein 275  
23 Besuch in der Eifel 289  
24 Zarte Bande 302  
25 Liebesknochen 315

# I

## Schnee von gestern

Beim letzten Arztbesuch fiel mir wieder auf, wie viel sich doch im Vergleich zu früher geändert hat. Noch vor einigen Jahren lasen die meisten Patienten im Wartezimmer die mehr oder weniger zerfransten Lesemappen oder starrten mit düsteren Gedanken taten- und wortlos vor sich hin. Würde man heute von oben auf sie herniedersehen, könnte man denken, sie würden silberne Löffel putzen, stricken oder häkeln, so versonnen neigen sie sich über einen kleinen Gegenstand, den sie mit flinken Fingern bearbeiten. Dieses Ding nannte ich bisher *Handy*, doch mittlerweile gibt es offenbar noch Smartphones, Tablets und Gott weiß was sonst. Was die Patienten wohl mit ihren Geräten so treiben, während sie warten? Die letzten Details zu ihren Wehwehchen in Erfahrung bringen oder doch lieber spielen? Ich selbst habe mich früher im Wartezimmer immer gern mit von anderen Leuten begonnenen Kreuzworträtseln abgelenkt. Die Lesemappen gibt es zwar heute noch, doch sie werden

nur von uns Alten durchgeblättert, und an die Rätsel hat sich meistens keiner herangewagt. Mir fehlt dann das Vergnügen, es besser als meine Vorgänger zu können.

Genau wie ich lebt auch meine Enkelin Laura allein und zu meinem Glück sogar im selben Hochhaus. Für eine zweiundachtzigjährige Witwe wie mich ist diese kleine Wohnung ideal, für Laura als Single wahrscheinlich ebenso. Wenn sie von der Arbeit heimkommt, schaut sie oft noch bei mir herein. Gelegentlich habe ich uns etwas Bodenständiges gekocht, manchmal bringt sie etwas zum Essen mit. Es ist schön, dass sie mir aufmerksam zuhört, wenn ich von meiner Jugendzeit erzähle, denn uns verbindet so mancherlei. So hat meine Enkelin nicht zuletzt ein ähnliches Arbeitsfeld gewählt wie ich.

Meinen ehemaligen Beruf als Sekretärin gibt es zwar immer noch, aber die Vorzimmerdamen heißen jetzt *Assistentin des Geschäftsführers*, *Office Managerin* oder so ähnlich. Als ich nach der Handelsschule mit der Arbeit begann, war ich unverheiratet, also ein Fräulein. Meine Enkelin duzt sich mit ihrem Chef, beherrscht weder Steno noch das Zehnfingersystem, hat stattdessen an einer Fachhochschule studiert und nennt sich *Betriebswirtin für Controlling*.

Während ich früher im Innenministerium vor einer schweren Adler-Schreibmaschine saß, hockt sie vor einem Computer. Auch zu Hause hat sie immer ihr Smartphone neben sich liegen, während ich oft ein Buch zuschlage, sowie sie über die Schwelle kommt. Doch ich denke, Laura muss – genauso wie wir im vergangenen Jahrhundert – dem Abteilungsleiter gehorchen und diplomatisch mit seinen Launen umgehen. Und sicherlich macht sie mit ihren Kolleginnen auch ebenso viel Blödsinn wie ich in meinen jungen Jahren. Kichern, tratschen, ein wenig intrigieren, sich auf eine hastig gerauchte Zigarette verabreden, mit attraktiven Kollegen anbändeln, so etwas stirbt nie aus. Ich hoffe bloß, dass Laura sich nicht auf finstere Machenschaften einlässt, wie ich es einmal tat.

Neulich fuhren wir gemeinsam zum Supermarkt. Um ein wenig anzugeben, notierte ich die Einkaufsliste in Steno. Laura staunte nicht schlecht, doch als ich die Kurzschrift am Ende selbst nicht mehr lesen konnte, lachte sie schallend. Um nicht als humorlose alte Schachtel dazustehen, tippte ich an meinen weißhaarigen Kopf und sagte: »De-be-de-de-ha-ka-pe!« Laura starrte mich verständnislos an, und ich musste erklären, dass dies in meiner Jugend die Kurzformel war für: *Doof bleibt doof, da helfen keine Pillen*. Laura grinste bloß. In ihrer Gesellschaft



fühle ich mich manchmal wieder jung und übermütig.

»Weißt du eigentlich, was ein MOF ist?«, fragte Laura mich kürzlich. »Das ist ein Mensch ohne Freunde!« Eine Weile überlegten wir gemeinsam, wie viele wir von dieser Sorte kannten, bei ihr waren es vor allem zwei ehemalige Lehrer und ein neuer Mitarbeiter. Doch auch mir kam bei diesem neudeutschen Ausdruck jemand in den Sinn: ein Regierungsrat im Innenministerium, dem wir den Spitznamen *der Jäger aus Kurpfalz* gegeben hatten.

Natürlich war er kein Jäger, sondern hatte bloß diesen Allersweltsnamen und stammte aus der Pfalz, womöglich war er gemeinsam mit Helmut Kohl zur Schule gegangen. Das uralte Volkslied musste man damals noch in der Grundschule singen, wobei – wie Laura dank Wikipedia ermittelte – die frivolen Strophen in den Schulbüchern weggelassen wurden. Ein Schürzenjäger war dieser Burkhard Jäger aus meiner Abteilung schon gar nicht, unscheinbar und linkisch, wie er war. Aber gerade weil er so langweilig und brav, so grau und spießig wirkte, machten wir Frauen uns ständig Gedanken über sein Privatleben. Falls es auch für Männer die Bezeichnung *graue Maus* gibt, dann traf es auf ihn zu. Anfangs setzten wir uns abwechselnd in der Kantine neben

ihn und versuchten ihn auszuhorchen. Doch nie kam etwas dabei heraus, er blieb stocksteif und hielt sich bedeckt. Meine Kollegin Karin Bolwer, die nicht nur das Büro, sondern auch den Chef mit mir teilte, hat sogar einmal versucht, ein wenig mit ihm zu flirten, bloß um seine Reaktion zu testen. Doch Herr Jäger war entweder naiv oder schwul oder immun gegen weibliche Reize, wir wurden aus ihm nicht schlau.

Bevor ein Mädchen heiratete, wohnte es in den fünfziger Jahren oft noch bei den Eltern, vor allem aus finanziellen, ein wenig aber auch aus moralischen Gründen. Studentinnen hatten natürlich größere Freiheiten, aber sie waren zahlenmäßig in der Minderheit. In meinem Fall mussten meine Eltern einsehen, dass ich keinen geeigneten Job in unserem Eifelkaff finden würde, und ließen mich daher 1955 schweren Herzens mit zwanzig nach Bonn ziehen, das seit sechs Jahren die neue Hauptstadt war. Vielleicht hegten sie insgeheim auch die Hoffnung auf einen soliden Schwiegersohn mit Beamtenstatus. Die ehemalige Kleinstadt am Rhein boomte, wie man heute sagen würde, Konrad Adenauer verkörperte als der erste Bundeskanzler einen Neuanfang, Botschaften ließen sich in alten Godesberger Villen nieder, Ministerien wurden gebaut oder provisorisch in ehemaligen Kasernen untergebracht. Gleich

nach meiner ersten Bewerbung landete ich als Stenotypistin in einem dieser grauen Betonkästen in der Graurheindorfer Straße, zog vom Land in die Stadt und wohnte in einem möblierten Zimmer bei einer Kriegerwitwe. Herrenbesuch war nicht gestattet, denn es galt ja noch der Paragraph 180, der Kuppelparagraph. Eine Vermieterin konnte sogar mit Gefängnis bestraft werden, wenn sie der »Unzucht« Vorschub leistete. Ein Gesetz durchaus im Sinne der Eltern, denn es gab noch keine Antibabypille. Auch tolerante und aufgeschlossene Mütter litten unter der Horrorvorstellung, ihre Tochter könnte viel zu früh und vom falschen Kerl geschwängert werden. »Kleine Sünden bestraft Gott sofort, große in neun Monaten«, pflegte man zu sagen.

Das Haus meiner Wirtin lag in Bad Godesberg, das mittlerweile zu Bonn gehört. Zwar musste ich fast eine Stunde mit der Straßenbahn bis zum Ministerium fahren, aber das war es mir wert. Von meinem Zimmer aus war ich in fünf Minuten am Rhein, konnte spazieren gehen und von meiner Lieblingsbank aus den Raddampfern zusehen. Den Geruch nach rostigem Eisen und Flusswasser werde ich nie vergessen. Mein Zimmer war klein und nach heutigen Maßstäben dürftig eingerichtet. Zum Schlafen diente eine durchgelegene Couch, die tagsüber mit einer karierten Wolldecke zum Sofa umgerüstet

wurde. Das Badezimmer durfte ich zwar mitbenutzen, aber warmes Wasser gab es nur am Samstag, und ein Wannenbad musste extra bezahlt werden.

Bei meinem schmalen Gehalt waren vier Mark im Monat keine Kleinigkeit. Deswegen nahm ich anfangs eine andere Gelegenheit wahr, die sich durch den Beruf ergab. Wie ich schon sagte, war das Innenministerium in einer ehemaligen Kaserne untergebracht. Im Keller befanden sich Duschen, nicht etwa in einzelnen Kabinen, sondern in Reih und Glied – wie es für Soldaten üblich war. Da längst nicht alle Angestellten zu Hause ein eigenes Bad besaßen, durften sie aus hygienischen und sozialen Gründen einmal in der Woche brausen, dienstags die Männer, freitags die Frauen. An diesen Tagen sah man die Belegschaft mit Handtüchern, Duschhauben, Shampoo, Föhn und Seifen in den Keller eilen. Ältere Frauen, auf rheinisch *Möhnen* genannt, waren nicht gerade begeistert, sich in jener prüden Zeit vor ihren Kolleginnen auszuziehen, und mieden die Massenreinigung. Aber wir jungen Mädchen fanden es toll, alle Wasserhähne aufzudrehen und ausgelassen von einer Brause zur nächsten zu wechseln. Bis etwas geschah, das mich eine Abneigung gegen Duschen entwickeln ließ, noch lange bevor ich Hitchcocks *Psycho* sah.

Eines Tages machte nämlich das Gerücht die Runde, wir Frauen würden beim Duschen beobachtet. Nein, versteckte Kameras gab es damals noch nicht. Doch über dem Keller lag ein wenig benutzter Lagerraum, wo uralte Akten verstaubten und Büromaterial aufbewahrt wurde. Einer der Registratoren hatte gelegentlich hier zu tun und hatte dort auch seine Schnapsflaschen untergebracht. Eines schönen Tages war er so betrunken, dass er torkelte und stürzte. Bei dem Versuch, sich wieder aufzurappeln, bemerkte der Mann eine Unebenheit im Boden, weil jemand einen Schlitz im Untergrund dilettantisch mit Wellpappe zugestopft hatte. Als er das Guckloch freilegte, sah er direkt hinunter in den Duschaum. Wenn er ein kluger Ermittler gewesen wäre, hätte er sich auf die Lauer gelegt, um den Spanner beim nächsten Frauentag zu ertappen. Doch er konnte nicht an sich halten und brüstete sich mit seiner Entdeckung vor einem Kollegen. »Do bisse am lure!«, soll er gesagt haben. Die Katze war aus dem Sack, das Loch wurde fachmännisch verschlossen, aber die Spekulationen hörten nicht auf, welcher der hochanständigen Ministerialbeamten als Spanner in Frage käme. Von da an mochten viele Frauen überhaupt nicht mehr duschen. Ich erzählte meiner ebenso neugierigen wie empörten Wirtin von dem Skandal, und sie machte mir ein

Angebot: Wenn ich abends bei meinen Spaziergängen ihren Hund mitnahm, durfte ich einmal in der Woche ohne Bezahlung baden.

Viele meiner ledigen Kolleginnen hielten Ausschau nach einer guten Partie. Die unterste Kategorie waren natürlich die Männer in grauen Kitteln, die Registratoren oder Bürodienner, die Aktenwagen hin und her schoben und überhaupt nicht in Frage kamen. Spitzenbeamte wie Ministerialdirektoren und -dirigenten oder gar der Minister waren in der Regel längst vergeben. In der Beamtenhierarchie standen die jungen Regierungsräte noch auf einer der unteren Stufen, weswegen sie von vielen weiblichen Bürokräften umworben wurden. Bei ihnen war vielleicht eine glanzvolle Karriere zu erwarten. Der Jäger aus Kurpfalz gehörte zwar auch zu dieser Spezies, doch dass sich jemand in ihn verlieben würde, konnten wir uns nur schwerlich vorstellen.

In den fünfziger Jahren sah man noch allenthalben kriegsversehrte junge Männer, die bei der Vergabe von Studienplätzen bevorzugt wurden und offenbar auch bei der Einstellung in staatlichen Behörden. Im Ministerium gab es mehrere junge Juristen mit fehlenden Gliedmaßen. Auch mein Vorgesetzter musste sich mit dem linken Arm begnügen, was

immer wieder zu peinlichen Situationen führte. Besucher schienen sekundenlang zu überlegen, welche Hand sie ihm zur Begrüßung entgegenstrecken sollten, und entschieden sich meistens für die linke. Dann wurden sie von meinem Chef durch zornige Blicke bestraft, weil er jegliche Sonderbehandlung hasste und als demütigend empfand. Karin und ich kamen immer gut mit ihm aus, denn er mochte uns und erteilte seine Anweisungen mit milder Herablassung – ja er gab uns sogar dienstfrei, als der Schah von Persien 1955 am Bonner Hauptbahnhof eintraf. Zusammen mit Tausenden begeisterter Mitbürger durften wir die Kaiserin Soraya mit Jubelrufen begrüßen. Wir standen direkt hinter der Absperrung, vor uns eine Kette von Polizisten, die lückenlos aneinandergereiht waren. Die jungen Beamten waren ebenso aufgeregt wie wir, aber sie durften es sich nicht anmerken lassen. Karin fing sofort an, sich über unsere Vordermänner lustig zu machen, denn wir wussten genau, dass sie nicht darauf reagieren durften. »Sieh mal meinen an, von hinten ist er besonders hübsch, nur die Ohren stehen viel zu weit ab ...« Natürlich ließ ich mich auch nicht lumpen und bezeichnete meinen Polizisten als niedlichen Bubi, wenn auch noch nicht ganz trocken hinter den Ohren. So lästerten wir fröhlich weiter, bis sich der eine umdrehte und uns auf Bönnsch anzischte:

*»Hürt op, ihr Zuckerpöppche! Wenn ihr euch weiter so fies beömmelt, jät et jät op de Muul!«*

Daraufhin wurde Karin noch provokanter: »Von hinten ist meiner ja ein strammer Kerl, aber nun habe ich seine Visage gesehen, ein Pickel am anderen ...« Ich krümmte mich vor Lachen, was mir aber schnell verging. Mein Vordermann keilte nach hinten aus wie ein Gaul und traf mich am Schienbein. Ich jaulte auf, doch in diesem Moment erschien die Kaiserin, und mein Schmerzenslaut ging in Soraya-Rufen unter. Die Hoheiten stiegen in Staatskarossen und fuhren, begleitet von einem gewaltigen Konvoi von Bodyguards, Polizisten und Journalisten, zu ihrer Residenz auf dem Petersberg. Um dem Zorn der beiden Gesetzeshüter zu entgehen, zog Karin mich eilig fort.

Als der Schah 1967, also zwölf Jahre später, Westberlin besuchte, kam es zu ganz anderen Szenen: Studenten, die gegen das diktatorische Regime im Iran demonstrierten, lieferten sich Straßenschlachten mit Anhängern des Schahs, was schließlich zum Tod eines Studenten führte. Es war der Beginn einer unruhigen Zeit. Aber damals haben wir noch alle begeistert Soraya zugejubelt, die für uns so etwas wie eine Märchenprinzessin aus Tausendundeiner Nacht war.



»Guck mal, Holle!«, sagte Karin plötzlich, als nicht weit von uns ein Vespa-Fahrer sein Fahrzeug aufschloss. »Ist das eine Fata Morgana oder unser Jäger aus Kurpfalz?« Da es damals noch keine Helmpflicht gab, konnten wir den MOF gut erkennen, wie er etwas umständlich aufstieg und davonbrauste. »Er reitet durch den grünen Wald«, sang ich belustigt. Aber wir wunderten uns doch sehr, denn der schicke Motorroller passte so gar nicht zu dem mausgrauen Bürohengst.

In meiner Abteilung war ich die Jüngste, Karin war nur ein halbes Jahr älter. Wie viele in unserer Generation hatte sie einen germanischen Vornamen. Meiner war besonders penetrant, denn meine Eltern hatten den seltenen Namen Holda ausgesucht; viel lieber hätte ich wie meine Schulfreundinnen Helga, Gudrun, Edda, Inge, Gerda oder Uta geheißen. Als man mich im Büro spaßeshalber »Fräulein Holle« taufte, schien mir dies das kleinere Übel. Natürlich ließen meine Freunde das Fräulein weg, und es blieb mein ganzes Leben lang bei dem Spitznamen *Holle*. Selbst meine Enkelin Laura nennt mich nicht Oma, sondern »Frau Holle«, was ich mir gern gefallen lasse. Jeder stellt sich die Märchenfrau als alt und gütig vor.

Neulich sagte Laura: »Weißt du was, Frau Holle, du schüttelst zwar nicht die Federbetten auf, damit es auf Erden schneit, aber du versorgst mich trotzdem mit ziemlich viel Schnee von gestern!«

»Der Schnee von gestern ist der Matsch von morgen«, meinte ich nur.